

INTERVIEW: BARBARA HORDYCH

Das Wohnzimmer von Jutta Speidel im Münchner Stadtteil Obermenzing ist geräumig und farbenfroh eingerichtet und bietet einen wunderschönen Blick in den Garten. Ein Zuhause, von dem die obdachlosen Kinder und Frauen, für die sie sich seit 25 Jahren mit ihrem gemeinnützigen Verein „Horizont“ einsetzt, sicher nur träumen können. Und schon wird die 68-jährige Schauspielerin, die so gerne lacht, nachdenklich und ernsthaft.

SZ: Frau Speidel, reden wir über Geld: Für den Unterhalt Ihrer zwei Horizont-Häuser in München und Ihren gemeinnützigen Verein benötigen Sie zwei Millionen Euro Jahresbudget. Wofür konkret wird das Geld verwendet?

Jutta Speidel: Wir betreuen rund um die Uhr eine sehr sensible Klientel, rund 260 hochtraumatisierte und obdachlose Frauen und Kinder, die wir in unseren beiden Häusern, bald sind es drei, unterbringen. Sie brauchen eine wirklich engmaschige Betreuung und Unterstützung in ihrem Alltag. Wir übernehmen die Kommunikation mit den Ämtern, mit den Schulen, vor allem wenn es Schwierigkeiten gibt. Kinder können da ja oft sehr grausam untereinander sein, vor allem denjenigen gegenüber, die vielleicht die deutsche Sprache nicht so beherrschen, anders angezogen sind oder anders aussehen als die Mehrheit.

Wie entstand bei Ihnen die Idee zu diesem Projekt?

Vor 25 Jahren, als meine beiden Töchter ungefähr 10 und 13 Jahre alt waren, ich in ihrem Lebensalltag nicht mehr ganz so wichtig war, suchte ich ein soziales Projekt in meiner Heimatstadt München. Zufälligerweise kamen wir an einem Drehtag in eine Münchner Pension, weil unser Schminkmobil seinen Geist aufgeben

„Nach einem halben Jahr war das Erbe aufgebraucht.“

hatte. Die Pension war sehr heruntergekommen. Ich sah eine Menge unglücklich verwahrlost aussehender Kinder, die über die Flure liefen, und fragte entsetzt, was das los ist und wer das sei. Da hörte ich: Das sind obdachlose Kinder. Die mit ihren Müttern, die eben auch obdachlos waren, dort untergebracht waren.

Sie fragten also nach ...

Ja, und ich erfuhr, dass der Mann, der diese Pension als Unterkunft zur Verfügung stellte, damit richtig Geld verdiente: 463 Mark bekam er pro Person im Monat. Jetzt müssen Sie sich vorstellen, dass dort in einem Zimmer sieben Matratzen lagen, rechnen Sie das mal hoch! Dazu gab es dort nichts, keine Infrastruktur, keine Hilfsangebote, kein Café und keine Unterstützung für die Frauen und ihre Kinder.

Das ist bei Ihnen anders ...

Komplett anders! Bei uns arbeiten fest angestellte Sozialpädagogen, auch ehemalige Lehrer und Therapeuten.

Wie finanzieren Sie das?

Angefangen hat alles mit einem kleinen Erbe. Das teilte ich mir so ein, dass ich eine Sekrethin, eine Sozialpädagogin und eine Lehrerin anstellen konnte, also drei Mitarbeiterinnen. Aber ich musste mir ziemlich schnell etwas überlegen, wie es nach einem halben Jahr weitergehen sollte. Denn dann war das Erbe aufgebraucht.

Was ließen Sie sich einfallen?

Ich kam auf die Idee, Regenschirme zu kaufen. Weiße, ganz einfache. Die gab ich 18 Künstler-Freunden, um sie zu bemalen und zu signieren. Mit diesen Schirmen stellte ich mich in die Fußgängerzone in München, zusammen mit meinen Eltern an einen Tapedeckertisch. Wir waren so ahnungslos, dass wir noch nicht einmal daran dachten, uns dafür beim Kreisverwaltungsreferat eine Genehmigung einzuholen. Ich dachte, es reicht, dass es für einen guten Zweck ist.

„Privat möchte ich keinen Mann fragen müssen, ob er mir Geld gibt“

Als alleinerziehende Mutter musste die Schauspielerin Jutta Speidel genau überlegen, welche Lebensmittel sie sich leisten kann. Wie sie diese Erfahrung geprägt hat und warum sie ihr Traumauto versteigert hat, einen Jaguar



ders im Bewusstsein verankert ist, auch bei Männern.

Inwieweit können Sie sich mit der Situation der Mütter mit ihren Kindern in Ihren Häusern identifizieren?

Obdachlos war ich natürlich nie. Aber auch ich war vor und zwischen meinen beiden Ehen mit meiner Tochter und später mit meinen beiden Töchtern alleinerziehend. Also war mir immer klar, dass ich berufstätig sein muss. Und um meine Tochter mit zum Drehen nehmen zu können, brauchte ich ein Kindermädchen. Das musste auch bei uns wohnen können. Das war dann schon eine Herausforderung, das immer finanziell zu stemmen. Ich kenne das also durchaus selbst, in einem Lebensmittelgeschäft zu stehen und mir genau zu überlegen, was ich mir jetzt leisten kann.

Sich da auf einen Mann zu verlassen, kann für Sie nicht in Frage?

Nein. So gut ich auch um Spenden bitten kann für meinen Verein. Privat möchte ich keinen Mann fragen müssen, ob er mir Geld gibt, damit ich mir etwas kaufen kann. Das wäre für mich ein Albtraum, das sind zwei völlig verschiedene Paar Schuhe.

Mittlerweile sind es keine Regenschirme mehr, sondern im vergangenen Jahr auch Ihr eigener Jaguar, den Sie für die Initiative Horizont versteigert haben. Tat Ihnen das nicht leid?

Ja und nein. Den Jaguar habe ich 18 Jahre lang gefahren, er ist in gute Hände gekommen und hat unserem Verein knapp 18 000 Euro eingebracht, die konnten wir gut gebrauchen.

Wie kamen Sie zu diesem Auto?

Schon seit ich 19 Jahre alt war, träumte ich von einem Jaguar. Es dauerte aber lange, bis ich mir den kaufen konnte. Irgendwann sagte ich mir, das Geld, das meine Agentin bekommt, das kann ich mir sparen. Ich habe mich von ihr getrennt und bin seit Jahren meine eigene Agentin. Das Geld, also die zehn Prozent Provision, die sie normalerweise bekommen hätte von der Gage, legte ich mir zur Seite. Und dann war es irgendwann so weit: Ich konnte mir meinen Traum erfüllen.

Schnelle Autos gehören für Sie zu einem guten Leben dazu?

Da muss ich weiter ausholen. Erst einmal komme ich aus einer Familie, in der Geld nicht im Überfluss vorhanden war. Als meine Eltern sich kennenlernten, war mein Vater noch Student und meine Mutter pharmazeutische Angestellte. Nach der Heirat zogen meine Eltern mit meiner Oma zusammen, wir lebten viele Jahre gemeinsam in einem Haus. Ich erinnere mich noch sehr gut an die Erzählungen meiner Oma. Sie hatte zehn Geschwister und verstand es sehr gut, zu haushalten.

„Ich komme aus einer Familie, in der Geld nicht im Überfluss vorhanden war.“

Wie muss man sich das vorstellen?

Sie warf keine Lebensmittel weg. An einem Tag wurde frisch gekocht, am nächsten Tag entstand aus den Resten, ergänzt durch weitere Zutaten, wieder eine neue Mahlzeit. Das machten meine Eltern dann genauso, das finde ich auch eine sehr gesunde Einstellung.

Was haben Sie noch von Ihrer Oma übernommen?

Meine Oma erzählte noch von den Zeiten, als man Kleidung nicht leichtfertig wegwarf oder einfach ersetzte. Hemden wurden noch umgedreht, Kragen oder Manschetten erneuert. Nähen, auch wenn es nur darum geht, einen Knopf anzunähen, können viele heute nicht mehr. Das merken wir auch bei den Müttern, die bei uns unterkommen. Da habe ich schon erlebt, wenn ein Knopf an einer Kinderhose abging, dass der nur mit einer Sicherheitsnadel befestigt wurde. Die pikst dann, wenn sie aufgeht, und wenn das zwei Mal passiert ist, wirft das Kind die Hose in die Ecke

und will sie nicht mehr tragen. Deshalb gibt es bei uns auch Nähtunterricht.

Welche praktische Hilfe zum Haushalten vermitteln Sie noch?

Das fängt schon beim Einkaufen an. Weil wir gemerkt haben, dass es Mütter gibt, die im Supermarkt stehen und gar nicht wissen, welche Lebensmittel für sie sinnvoll sind. Da wird dann wahllos eingekauft, der Kühlschrank ist zwar voll danach, aber später wird die Hälfte davon geworfen, weil sie gar nicht verwendet werden. Das ist ja auch eine Geldverschwendung.

Welche finanziellen Einstellungen verbinden Sie noch mit Ihrem Elternhaus?

Also wichtig war es meinen Eltern immer, schön zu wohnen. Aber wenn ich einmal im halben Jahr ein neues Kleid bekam, war das etwas Besonderes. Und sie liebten Autos. Mein Vater war Ingenieur, später dann Patentanwalt, der sich immer für Motoren und Autos begeisterte. Sicher hat das auch mich geprägt – da wären wir wieder beim Jaguar!

„Wenn ich einmal im halben Jahr ein neues Kleid bekam, war das etwas Besonderes.“

Erinnern Sie sich an Ihre erste Gage?

Oh ja! Da war ich Statistin in dem Film „Die Lümmel von der ersten Bank“, da bekam ich 300 Euro für die Drehtage. Danach bin ich durch die Stadt gelaufen und fühlte mich total reich!

Haben Sie sich davon etwas Besonderes gekauft?

(lacht): Einen schönen weißen Flokati.

Später dann hatten Sie mit der Fernsehserie „Drei sind einer zu viel“ Ihren Durchbruch. Sie waren 22, spielten gemeinsam mit Thomas Fritsch und Herbert Herrmann ...

Es war eine tolle Zeit! Wir zogen für einige Monate nach Viechtach, dort drehten wir, also Herbert, Thomas Fritsch und ich. Dafür bekam ich dann eine Gage von rund 20 000 Mark, das war damals wirklich richtig viel Geld für mich.

Hatten Sie Schwierigkeiten, sich gegenüber den beiden Männern zu behaupten? Mit dem 13 Jahre älteren Herbert Herrmann kamen Sie dann ja auch privat zusammen?

Wir harmonisierten auf Anhieb sehr gut. Barbara Noack, die die Autorin, wollte uns drei auch vor Drehbeginn kennenlernen. Ursprünglich hieß die Serie „Der Junglehrer“. Ihm an die Seite wurde ein „Freibeuter“ gestellt. Und dann kam ich hinzu, ein junges Mädchen. Barbara Noack wollte alles ganz genau von mir wissen, wie ich lebe, welche Hobbys ich habe. Als sie hörte, dass ich töpfer baute sie das ins Drehbuch ein – Karlchen, also meine Rolle, töpfer. Und weil ich meinen Dackel, Daniel Düsentrieb, beim Vorgespräch dabei hatte, nahm sie meinen Hund auch noch mit hinein.

In der Serie bleibt ja bis zur letzten Folge in der Schwebe, mit welchem der beiden Männer Sie zusammenkommen. Stand denn die „Entscheidung“ in Folge 13 schon beim Drehbeginn fest?

Aber sicher stand die fest! In der damaligen Zeit war doch für eine Autorin und eine Fernsehserie ganz klar: Der Lehrer, der immerhin ein festes Beamtengehalt hat, kommt mit Karlchen, also mit mir, zusammen. Anders war das nicht vorstellbar.

Wie steht es heute um Ihre Gagen?

Wenn ich für einen Studentenfilm, etwa von der HPF, angefragt werde und mir die Rolle zugesagt, spiele ich auch schon mal ganz ohne Gage.

Im Gegensatz sind Sie aber auch schon aus sehr erfolgreichen Serienhauptrollen ausgestiegen, beispielsweise aus „Alle meine Töchter“ oder „Um Himmels Willen“?

Ja, und das, obwohl die sicher weiterhin gut mein Konto gefüllt hätten. Das Inhaltliche ist mir in meinem Beruf immer wichtiger gewesen als das Pekuniäre.

REDEN WIR ÜBER GELD MIT JUTTA SPEIDEL

Wie haben die Passanten reagiert?

Sehr aufgeschlossen und positiv. Eine Dame sprach mich an, der erklärte ich das Projekt ausführlich. Danach sagte sie, sie wolle fortan bei uns mitarbeiten. Das ist eine Lehrerin, die bis heute dabei geblieben ist, sie betreut ehrenamtlich Kinder bei den Hausaufgaben.

Haben Sie auch negative Erfahrungen gemacht?

Von Anfang an war ganz klar: Wir nehmen nur Frauen und Kinder auf. Und es gilt die Regel: kein Alkohol, keine Drogen, keine

Prostitution. Man rief mir, in anderen Vereinen oder Hilfswerken vorzusprechen. Bei Rotarier oder Lions Clubs. Aber das brachte uns am Anfang nicht weiter. Die Damen dort lebten in einer komplett anderen Welt, ich konnte ihnen damals kaum verständlich machen, mit welchen Problemen die Frauen und die Kinder, die wir betreuen, zu kämpfen haben. Mittlerweile haben wir viele Lions-Mitglieder und Rotarier an unserer Seite, die uns unterstützen, da sie unsere Arbeit kennengelernt haben und sehr wertschätzen.

Wie reagierten Männer?

Da hat sich inzwischen wirklich viel geändert. In den ersten zehn Jahren bekam ich noch öfters zu hören: Obdachlose Frauen? Dann sollen sie mal netter zu ihren Männern sein, dann werfen die sie auch nicht aus der Wohnung. Oft war und ist es ja so, dass die Männer den Mietvertrag besitzen. Und wenn ich sagte, dass die Frauen zu Hause Opfer häuslicher Gewalt sind, dann hieß es schon mal: Dann sollen sie halt keinen Streit anfangen. Ohne Worte ... Glücklicherweise ist das ein Thema, das heute an-